

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal
mit Hitler und Röhm
nach Mallorca geflogen bin

Es fing schon damit an, daß die Nichten im Flugzeug nach La Palma angewidert auf das Essen starrten und dabei Brechgeräusche simulierten. Sie hatten ja recht, aber aus erzieherischen Gründen aß ich alles auf und sagte, daß sie mich daran erinnern sollen, daß ich nachher den Piloten nach dem Rezept frage.

Am Strand wurde es dann ganz furchtbar. Beide trugen Badeanzüge, die für eine Neuinszenierung der Versuchung des Hl. Antonius mehr als ausgereicht hätten. Deshalb hatte ich mich darauf eingerichtet, unter meinem Sonnenschirm als Fliegenklatsche aufzutreten, welche die Caballeros wegscheucht, aber das konnten sie viel besser als ich. Die Szenen, die sich da abspielten, gaben mir einen erschreckenden Einblick in die eiskalte Psyche moderner junger Frauen.

Einmal z. B. näherte sich ihnen ein Einheimischer und bat höflich um Feuer oder um einen Kugelschreiber; jedenfalls um etwas, was er überhaupt nicht brauchte, denn er hatte weder eine Zigarette noch Briefpapier dabei. Das sah man ganz genau, weil er nichts anhatte. Leider sprechen die Nichten beide so schnell Spanisch, daß ich noch nicht mal die Wörter erkenne, die ich kenne, aber ich ließ es mir hinterher übersetzen. Die eine hatte gesagt: »Hängen Sie mal ein Handtuch darüber, das sieht ja schlimm aus.« Die andere: »Ach was! Ich hab schon Schlimmeres gesehen.« Danach zankten sie sich weiter auf deutsch, welche von ihnen das Allerschlimmste gesehen hat.

Am Strand trafen wir auch zwei junge Männer aus Kiel wieder, die neben uns im Flugzeug gesessen und die ich für Klempner oder Elektriker gehalten hatte, was auch stimmte. Die stahlen meinen beiden

Nichten so ziemlich die Show.

Wir kriegten mit, wie sie zwei Frauen namens Sandra und Ramona erzählten, daß sie Gynäkologe beziehungsweise Hubschrauberpilot seien. Als ein Rettungshubschrauber vorbeidonnerte, sagte der eine: »Ach, eine CS 304 Y, die bin ich auch oft geflogen.« Das konnten die Nichten nicht aushalten und nannten die beiden gleich »Hitler und Röhm«, bloß weil der eine ein bißchen dick war, und der andere einen eigenartigen Schnurrbart trug. Immerhin freut es mich, daß sie heute im Geschichtsunterricht schon bis zum Dritten Reich kommen.

Zu meiner Zeit war mit dem Ersten Weltkrieg Schluß, weil meine Lehrer den zweiten selbst mit an-

geschoben hatten. Jedenfalls nahm ich die Nichten dann ins Gebet und erinnerte sie daran, wie sie sich noch vor zwei Jahren auf Mallorca als Verlobte von Mitgliedern der Hannoveraner Band »Platzen-de Pelikanpatronen« ausgegeben und Autogramme verteilt hatten. Das war diese Band, wo die Mädels alle in weißen T-Shirts erschienen, weil nach jedem Lied mit Tinte gespritzt wurde. Natürlich gab es die Band gar nicht; es hätte sie aber leicht geben können, wenn man bedenkt, daß es Gruppen gibt, die z. B. »Armageddon Dildos« heißen.

Die beiden blieben meinen Vorhaltungen gegenüber verstockt und guckten mich an, als wollten sie sagen, daß sie niemals in mein Alter kommen

möchten. Werden sie aber.

Nachdem sie die vorbeiziehende Männerwelt durchgecheckt und insgesamt für unangesagt erklärt hatten – dabei spielten die Art der Muskeln (Surfer-, Bodybuilding- und Handballermuskeln – alles widerlich) und die Farbe sowie der Schnitt von Badehosen eine Rolle –, wandten sie sich wieder ihrer Tante zu und erklärten, mir jetzt einen Kurschatten besorgen zu wollen. »In deinem Alter heißt das doch Kurschatten, Tantchen!« Mir ist es ganz egal, wovon einer seine Muskeln hat, meinetwegen vom Bücherlesen, und die Farbe der Badehose ist mir auch wurscht. Hauptsache, er hat eine an.

Das Problem ist nur, daß ich zu Hause schon einen Verehrer habe. Mit der Einschränkung, daß er – wie Männer eben so sind – noch nichts davon weiß. Diese Information behielt ich natürlich für mich, weil die Nichten ja sofort alles in der Verwandtschaft herumposaunen und meine Mutter in solchen Fällen immer androht, mir das 36-teilige Rosenthal-Service und eine Warmhalteplatte zu schicken.

Als mir die beiden nach einer Reihe von Gigolos einen weiteren vorstellen wollten, der mir bei meinem letzten Aufenthalt auf der Insel schon gezeigt worden war und der den Beinamen »Stecher von La Palma« trägt, hatte ich die Nase voll. Ich teilte den Nichten mit, daß ich schon seit längerem entschlossen sei, mich demnächst dem weiblichen Geschlecht zuzuwenden.

Da die menschliche Bereitschaft, eine Erklärung einfach so und sofort zu akzeptieren, direkt proportional zur tatsächlichen Unwahrscheinlichkeit zunimmt, hatte ich endlich meine Ruhe. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal
eine Tupperparty
besucht habe

Die Untermieterin ist auf dem Dampfer, daß alles, was früher doof war, heute total hip ist. Sie hat schon von mir verlangt, daß ich mir Fernseh-Serien anschauen und mindestens ein Buch von Günter Grass zu Ende lesen soll.

Jetzt wedelt sie mit einer Karte vor meiner Nase herum. »Was soll den das sein – ein Beitrittsformular für die Zeugen Jehovas?« »Tupperparty, Tupperparty«, jubelt sie. Gott bewahre. Da hat ja selbst meine Mutter mich noch nie hingekriegt. Sie hat mir aber ein paar Dosen geschenkt, und ich muß schon sagen, die sind wirklich praktisch zum Aufbewahren von Knöpfen, Rabattmarken und einzelnen Ohrringen. Warum man so was in den Kühlschrank stellen soll, weiß ich allerdings nicht.

Die Party findet im Reihenhause von Frau Höpfners Schwiegertochter statt. Anwesend sind etwa sieben tupperversierte Damen, die sich anlässlich des Ereignisses reichlich aufgebessert haben.

Begeistert mustert die Untermieterin die Einrichtung. Raffgardinen, eine romantische Schleiflack-Schrankwand und ein Sofa in kreischlila, das den Namen »Erlebnissecke« trägt. »Unterirdisch!« brüllt sie in mein Ohr.

Auftritt der Tupper-Beraterin, die sich mit Frau Przypiontycz oder so ähnlich vorstellt, was Frau Höpfner senior dazu veranlaßt vorzuschlagen, daß wir uns doch alle mit Vornamen anreden sollten. Frau P. bzw. Sabine weist auf den Eßtisch, der mit einer Spitzendecke verziert, unter den Produkten der Firma Tupperware fast zusammenbricht: »Frische, kristallklar eingetuppert!« sagt sie, »man wird wissen wollen, woher Sie diese eleganten Vorratsbehälter haben!« Ungeteilte Aufmerksamkeit herrscht, als

sie nun die Neuheiten vorstellt: Preludio Eiskönig, Mittlere Clarissa, Große Hitparade, Sonnentrio. Und die Knusperrunde. Und ganz aktuell vor Weihnachten: Die zwei Frischetürme für Lebkuchen. Die Untermieterin wirft hungrige Blicke auf den Couchtisch, auf dem für nachher Mini-Dickmanns, Choco Crossies und Chips bereitliegen. Die werden aber von der Gastgeberin bewacht.

Sabine, die hochmotivierte Tupper-Beraterin, hält das in durchsichtige Folie eingepackte »Servierkarussell« hoch: »Geschenke wählen, die Geschichten erzählen!« Wenn Geschenke so aussähen und wenn sie von Tupperware kämen, dann erzählten sie Geschichten von Liebe und Zuneigung und davon, daß

man heute noch Zeit für einander habe.

Mittlerweile hat die Konzentration etwas nachgelassen. Neben mir unterhalten sich die Schwiegertochter und ihre Freundin über Günter. Er hat nämlich den Platz in der Tiefgarage gekündigt, weil da immer Kalk von der Decke auf den Lack fiel. »Du kennst ja Günter!« Die Freundin kennt Günter. Ich kenne Günter Gott sei Dank nicht. Die anderen Damen bleiben beim Thema Kinder-Frühstücksboxen, das Sabine gerade angeschnitten hat: »Mein Bruder ist 18, der nimmt den Snacky (14,50) immer noch zur Arbeit mit!«. Doch nun präsentiert Sabine das Plätzchenquintett. Formen zum Ausstechen, die man ineinander stecken kann, weil das

Platz spart. Ich mag gar nicht daran denken, wie sich meine Plätzchenformen alle nebeneinander in der Schublade herumwälzen. Was könnte ich da noch alles unterbringen! Beispielsweise den kleinen Eierfreund (3 Stück 15,80) oder die Naschkätzchen-Dose (31,80). Ich könnte es natürlich auch bleibenlassen.

Jetzt werden die Bestellzettel verteilt. Die Untermieterin erzählt ungefragt herum, daß ich angebrochene Lebensmittel in Marmeladengläsern und Granini-Flaschen aufbewahren. Ein kurzfristiges Schweigen tritt ein. Höflich wird jeder Augenkontakt mit mir vermieden. Im Gegenzug könnte ich ja sagen, daß die Untermieterin das Kinderbrei-Pulver, worauf sie so steht, direkt aus der Packung frißt. Ich sage aber nichts; zu Hause wird mir schön was einfallen. Jedenfalls fühle ich mich moralisch verpflichtet, einige Tiefkühl Dosen zu bestellen, obwohl mein Tiefkühlfach schon seit mehreren Monaten krankgeschrieben ist. Die Bestellungen werden zusammengerechnet, 510 Mark! Sabine kriegt 20 Prozent, die Firma wahrscheinlich 2000 Prozent, die Gastgeberin 51 Sterne. Während die Schwiegertochter in einem Extraheft blättert – Gewürzzwerg (23 Sterne), Großer Rühr-Star (53 Sterne) – fällt die Untermieterin über die Dickmanns her.

Mit der Verheißung, im Januar wieder eingeladen zu werden – die ersten drei Wochen im Januar sind die Welt-Tupper-Wochen! – werden wir entlassen.

Zu Hause dann die Nachbereitung. Die Untermieterin: »Als nächstes machen wir eine Avon-Beratung mit!« »Sonst noch was?« »Yes! – Danach Cafe Keese. Mit Tischtelefon und Damenwahl. Der Hammer!«

Ich finde, die Untermieterin hat jetzt lange genug bei mir gewohnt. □



Im Januar nahm ich an einer Comic-Tagung in Marburg teil.

Die Bahnfahrt trat ich mit einem Hamburger Zeichner an. Wir unterhielten uns sehr angeregt über das Thema Nr. 1 unter Kunstschaffenden, nämlich über Steuern. Als wir damit durch waren, holte er ein Ostzonenautoquartett aus seiner Zeichenmappe. Wenn man die Regeln ein bißchen ändert, kann man das sehr schön mit zwei Personen spielen. In Marburg wurden wir am Bahnhof von netten Studenten abgeholt, die in schwierigen Dialekten zu uns sprachen. Doch da wir wußten, worum es ging, stiegen wir in bereitgehaltene Automobile ein, und in rasender Fahrt ging es zur Unterkunft, wo wir auf den Kopfkissen rosa Baumkuchenschweine vorfanden. Nachdem wir uns »frisch« gemacht hatten, »pilgerten« wir in eine Ausstellung im Rathaus, wo Comics hingegen, die erklärt wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde eine scheußliche Polaroid-Aufnahme von mir gemacht. Da ging ich nach draußen eine rauchen, wo ich auf einen älteren Herrn traf, der für gewöhnlich Führungen durch Marburg veranstaltet, mir aber kostenlos einige Häuser am Marktplatz erklärte. Da ging ich wieder hinein.

Anschließend äußerte ein junger Mann aus Göttingen, der Dichter von Beruf ist, den Wunsch, eine Hose zu kaufen bzw. eine »andere« Hose zu kaufen, weil er, wie ich denke, vielleicht nur eine besaß. Übrigens bin ich in einem Alter, wo »junger Mann« durchaus bis 39 gehen kann. Ich erklärte mich bereit, ihn bei diesem Vorhaben zu unterstützen.

Seine Vorstellung, wie solch ein Hosenkauf zu bewältigen sei, bestand darin, daß er auf ein Modell im Schaufenster zeigen und ich dann im Geschäft die Transaktion abwickeln

würde, während er draußen wartete. Diese Nummer kannte ich schon, weil ich mal verheiratet war, und schob ihn trotz seines Protestes in den Laden hinein. Dort forderte ich die Verkäuferin auf, eine Kollektion »Jienschosen« vorzulegen. Diesen Ausdruck, der dem Hamburger durchaus geläufig ist, ebenso wie »Haarfrisur« übrigens, benutzte ich, um die Situation zu entspannen und etwas Heiter-Spielerisches hineinzubringen. Dem Dichter stand nämlich schon der Schweiß auf der Stirn. Bevor er mit zwei Hosen die Kabine betrat, flehte er mich noch an, auf keinen Fall die Tür aufzureißen und »Bist du schon fertig?« zu sagen. Die erste Hose saß etwas knapp, warf aber Falten am Gesäß. Dem Dichter klebten bereits die Haare am Kopf.

Um die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, denn weiteres weibliches Personal war herbeigeströmt, fragte ich die Verkäuferin, ob sie jetzt auch schon diese Herrenunterhosen hätten, in die Polster eingenäht sind, ähnlich wie beim Wonderbra, um einen sogenannten Knackarsch vorzutäuschen. Der Dichter floh in die Kabine, zog sich in Rekordzeit um und kaufte dann unbesehen die zweite Hose. In den nächsten Tagen konnte man ihn mit der Plastiktüte in der Hand Maßburg erwandern sehen.

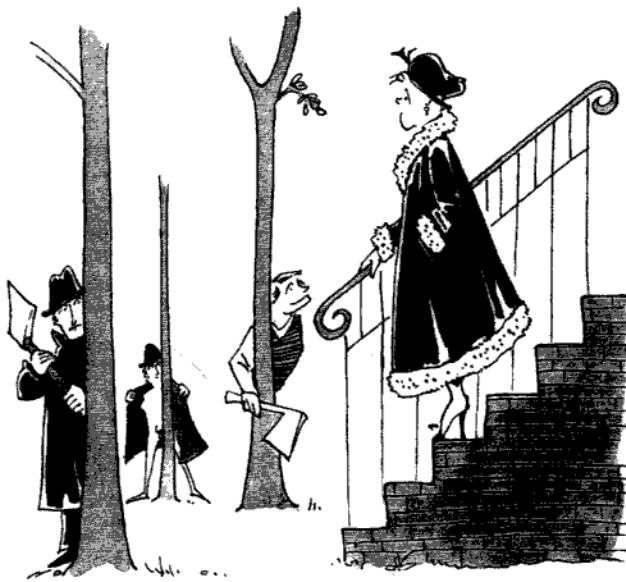
Am ersten Abend kehrte man in eine »Wunderbar« ein. Ich war schon sehr erschöpft von den Unternehmungen des Tages und blieb überhaupt nur deshalb so lange, weil ich für die Rückkehr zum Gästehaus eine männliche Begleitung haben wollte, um ungefährdet durch den Botanischen Garten zu gelangen. In meinem Leicht-

sinn erwähnte ich diesen Wunsch, woraufhin verschiedene Herren mir Vorträge über statistische Unwahrscheinlichkeiten hielten. Das war mir ganz egal. Wenn hinter knorrigen Bäumen stiernackige Verbrecher mit frischgeschärften Handäxten lauerten, um mir ein Schicksal schlimmer als der Tod zu bereiten, kann ich nicht mehr an Statistiken denken.

Später sagte mir eine Studentin, daß die Treppe, die man zum Botanischen Garten hinuntergehen muß, im Volksmund »Vergewaltigungstreppe« heiße. Meistens seien da aber nur Männer, die ihren Marital aufmachten. Nachts um vier kann ich mir aber was Schöneres vorstellen als Männer mit aufgemachten Mänteln. Oft bleibt es ja auch nicht bei den Mänteln. Soviel zu Statistiken.

Im Grunde waren alle diese Künstler bloß zu faul, ihren Hintern aus der »Wunderbar« hinwegzuheben. Über die zwischenmenschlichen Kontakte, die sich allgemein ergeben haben, möchte ich nichts sagen, das hat ja sowieso jeder mitgekriegt. »Es ist doch immer dasselbe«, schrieb mir ein Bekannter, der krankheitshalber an diesem Familientreffen nicht teilnehmen konnte, »ob Kongreß, Konzil oder Schullandheim: irgendwie ist's doch fein eingerichtet, daß, wenn auch bisweilen auf eher fast quasihumanoiden Ebenen, der Mensch doch machtvoll zum Gegenüber strebt, wie tatsächlich beliebig sich jenes auch gerade einfindet oder darstellt...« Oder, wie mein früherer Küchenchef immer sagte: »Nach einer alkoholdurchzechten Nacht macht sich der Geschlechtstrieb in geradezu lächerlicher Weise bemerkbar.«

Später erfuhr ich, daß der Dichter die Tüte mit der Hose hinter dem Tresen in einem Lokal liegengelassen hat. Typisch! □



Zeichnung: Wolfgang Herrndorf

MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal schlechtes Brausepulver eingenommen habe

Neulich war ich zu einer Schürzen-Vernissage eingeladen. Ich bin ja allem Neuen und Modernen gegenüber recht aufgeschlossen, aber – ich sage es schon einmal vorweg – dies ging mir dann doch zu weit.

Als ich ankam, war der Laden schon voll mit jungen Leuten, so daß ich zuerst gar nichts sehen konnte. Ich ging denen auch höchstens bis dahin, wo ungefähr deren Bauchspeicheldrüse sitzt. Eintritt mußte man keinen bezahlen, dafür kriegte man aber ein Tütchen mit was drin, das man essen sollte. Ich sage gleich, daß es sich nicht um Rauschgift handelte, sondern um Brausepulver. So was finden auch nur Leute toll, die das in ihrer Jugend nicht essen mußten, bzw. damals, gleich nach dem Korea-Krieg, schmeckte es sogar noch gut, genauso wie die Nappos, die wirklich klasse waren, gar kein Vergleich zu heute.

Irgendwie wurstelte ich mich zur Mitte durch und konnte dann auch eine Schürze erkennen, die an die eine Wand genagelt war. Zwei Wände waren leer, und an der vierten hingen ziemlich dunkle Polaroid-Fotos, auf denen sich Leute mit ebendieser Schürze befanden, die in verschiedenen, zum Teil gewagten Posen vor einem Schrank standen. Darunter waren Zettel befestigt, denen man entnehmen konnte, daß der Schrank etwa 38 000 Mark wert sei.

Ich dachte gerade darüber nach, daß dieser Abend mir wohl nicht viel geben würde, da hörte ich eine Stimme aus der Mitte des Gedränges. Es war die Stimme von einem Bekannten der Untermieterin, der nur »das Tier« genannt wird. Da schlug ich mich so schnell es ging zum hinteren Teil des Raumes durch. Dort befand sich der einzige vorhandene Stuhl, auf dem ein grinsender Dichter mit einer stachelhaarigen Flens-

burgerin auf dem Schoß saß. Daneben stand der ausstellende Künstler, der die Honneurs machte, also zu allen Leuten irgendwie »Hallo« sagte und das Brausepulver verteilte.

Ich sagte dann zu ihm, daß ich alles sehr interessant fände, aber noch zu aufgewühlt sei, um schon darüber sprechen zu können. Die Flensburgerin sagte »Ssünde« und daß sie und der Dichter auch tierischen Hunger hätten, ob ich mitkommen wolle, sie hätten ein Auto dabei. Ich schlug eine Kneipe in der Nähe vor, aber sie sagte, sie sei eine Liebhaberin der Nouvelle cuisine und könne sich außerdem in jenem Lokal nicht blicken lassen, weil da ihr Mann mit Geschäftsfreunden zechte und sie womöglich erkennen würde. Ich sagte, daß ich auch mal jung gewesen sei, und dann fuhren wir zu

dritt in einen anderen Stadtteil, nachdem wir jeder noch zwei Bier getrunken hatten.

Während der Dichter zusammen mit der Liebhaberin das Auto parkte, ging ich in das Lokal, um zu gucken, ob noch Plätze frei waren. Von einem Ober, der eine Hand in Gips hatte, wurde ich begrüßt, als hätte er mich jahrelang durch Vermissenanzeigen suchen lassen. Wir mußten aber trotzdem noch eine Weile am Tresen warten, wo wir jeder zwei Prosecco zu uns nahmen. Da zeigte uns die Barfrau den Platz, auf dem neulich Ulrich Tukur gegessen hat. Weil ich meine Fernbrille nicht dabei hatte, konnte ich aber nichts erkennen.

Als wir einen Tisch zugewiesen bekommen hatten, bestellte ich Rotwein und Carpaccio, was in Wirklichkeit nur einige rohe Rind-

fleisch-Scheiben waren, die man bequem zu einer Kugel von ungefähr einem Zentimeter Durchmesser hätte zusammenrollen können und die 19 Mark kosteten. »Ssünde«, sagte die Flensburgerin. Der Dichter hingegen sagte, wir seien seine »Gästinnen« bis zu der Höhe von 150 Mark, mehr Geld habe er nicht dabei. Ich wunderte mich, daß Dichter heutzutage überhaupt über solche Summen verfügen, sagte ihm aber, daß meines Wissens nebenan eine Bank mit einem Nachtschalter sei. Während der Mahlzeit bzw. während des Imbisses unterhielt ich die beiden Turteltauben mit Erlebnissen aus meiner Studentinnenzeit, die ich in diesem Stadtteil verbracht habe.

Jene Zeit verbrachte ich meist in einem Lokal ohne Namen, das wir aber aus unbekannten Gründen »Bei Schorsch« nannten. Die Gespräche damals drehten sich hauptsächlich darum, daß eine Klassenanalyse dringend notwendig sei. Zum Abschluß tranken wir noch jeder einen Cappuccino und zwei Grappa, und dann ging es zurück zur Ausstellung.

Dort waren nur noch der ausstellende Künstler und ein Maler vorhanden, der »Fanny, alter Lockenkopf« zu mir sagte, wobei er sich meiner Meinung nach das Adjektiv hätte sparen können, der ist nämlich auch noch mit echten Nappos aufgewachsen. Die Schürze war inzwischen gestohlen worden. Wir tranken alle noch ein Bier und ein bißchen Rum, und der Aussteller forderte uns auf, jetzt das Brausepulver aus solidarischen Gründen einzunehmen. Dann wurde ich nach Hause gefahren. Als ich meine Wohnung betrat, schienen mir die Wände ein wenig zu schwanken. Ssünde. Am nächsten Tag war mir sehr schlecht. Nie wieder Brausepulver! □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie ich einmal in der Nähe eines
Zimmernummerflüsterers stand.

Rita, meine frühere Arbeitskollegin, hatte aus obskuren Quellen, die sie mir nicht nennen wollte, zwei Karten »für umsonst« für die »Chippendales« besorgt. Ich sagte ihr, daß ich mir aus Möbelausstellungen nichts mehr mache, seit ich neulich bei einer war, in einem Entspannungssessel festgeklammert lag, und mein Begleiter händeringend vor mir stand und rief: »Bitte, bitte, jetzt nicht sterben!«

Es sei aber gar keine Ausstellung, sagte Rita, sondern eine Überraschung. Und ich solle mich auf keinen Fall aufbrezeln, obwohl es eine »Ladies Night« sei.

Das war dann auch gar nicht nötig, weil das die anderen 2000 Ladies schon gemacht hatten, die den Saal 2 im Hamburger Congress-Centrum füllten. Allein über die Schuhe konnte ich schon Seiten und Seiten schreiben. Ich selbst trug nämlich solche, von denen die Nichten immer sagen, daß sie es mutig fänden, wie ich mich damit noch in die Öffentlichkeit traue.

Die Plätze waren nicht numeriert. Zuerst saßen wir hinter einem Club von acht Damen, setzten uns dann aber wieder um, weil die schon eine halbe Stunde vor Beginn mit präsexuellen Kreischübungen angingen. Jetzt saß vor uns eine Truppe von überirdisch schönen Geschöpfen, die aber alle sehr tiefe Stimmen hatten. Insgesamt war viel Leder und Satin und wuscheliges Blondhaar vertreten. Und Figuren! So was hat es früher nicht gegeben. Ich fragte Rita, was die ihrer Meinung nach sonst wohl so machten. Sie sagte: »Disco, Fitness-Studio, Büro«.

Dann fing es an. Sie werden schon erraten haben, daß jetzt schwer bodygebaute amerikanische Männer auftraten, die sangen und tanzten und sich dabei auszogen. Der Ge-

sang war Playback, eine Choreographie nicht auszumachen, und beim Ausziehen blieb zum Schluß immer noch eine kleine Unterhose übrig. In der Pause, als Rita auf dem Klo war, unterhielt ich mich mit zwei Ladies aus Schwerin, die meinten, das sei auch besser so. Bei diesen ganzen Anabolika würde ja – die eine spreizte den kleinen Finger ab –, und überhaupt, ihr Freund, der würde da Gewichtigeres auf die Waage bringen. Ihre Freundin bestätigte das; sie schienen wirklich sehr eng miteinander befreundet zu sein.

Nach der Pause ging es weiter. Die Jungs hatten sich wirklich Mühe gegeben, Frauenträume auszuloten. Mal kamen sie als Handwerker – es ist ja bekannt, daß Frauen auf

Klempner mit Riesenäxten stehen –, mal als Rocker. Was gibt es Schöneres, als Männer mit nacktem Popo auf einer Panhead Bewegungen machen zu sehen, die an sich nicht dahin gehören; mal durften wir zuschauen, wie einer aus der Abteilung »Lonesome Cowboy« zunächst ein Sofa küssen verführte, dann verzweifelt unter die Dusche stürmte und diese mitsamt Duschwand vergewaltigte. Und das alles in einem Hölletempo. Kreisch-kreisch-kreisch.

»Möchtest du so was zu Hause haben?« schrie ich Rita zu. »Gott bewahre«, schrie sie zurück, »in zwei Sekunden von Null auf fünftausend Umdrehungen? Herzlichen Dank!« Mittlerweile fieberte ich bereits dem Ende der Vorstellung entgegen, weil ich die Hoff-

nung fallengelassen hatte, daß das Ganze irgendwann doch noch einen Sinn ergeben würde. Aber Rita war unerbittlich, und wir mußten die Herren in Marine-Uniform anschauen, die sie aber die ganze Zeit über anbehielten – es ist ja bekannt, daß Frauen auf Uniformen stehen –, und dann war Schluß. Aber erst, nachdem sie alle noch einmal den Arm zu einem Gruß erhoben hatten, der meiner Ansicht nach seit 1945 verboten ist.

Es war aber doch nicht ganz Schluß, denn Rita bestand darauf, daß wir ins Foyer gingen, wo auf der einen Seite T-Shirts und Kalender verkauft wurden, und auf der anderen Seite konnte man sich für 15 Mark mit den Darstellern fotografieren lassen.

Sie zog mich ganz nach vorne und sagte: »Jetzt paß mal auf. Gleich weißt du, warum die Schnecken sich so aufgedonnert haben.« Tatsächlich war die Party noch nicht zu Ende. Die Herren grinsten wie nichts Gutes in die Kamera und flüsterten den Ladies was ins Ohr, nämlich ihre Zimmernummern. Natürlich nicht allen; sie mußten schon die richtigen Argumente mitbringen. Als eine dran war, die so überzeugende Argumente hatte, daß sie fast vornüber fiel und es auch gar nicht mehr nötig hatte, irgendeine Art von Gesichtsausdruck vorzutäuschen, flüsterte ich Rita zu: »Glaubst du, daß die überhaupt Englisch kann – ich meine, ob die überhaupt sprechen kann?« »Die Sprache der Liebe ist nonverbal«, sagte Rita. Na gut, in der *Bild*-Zeitung steht auch immer »... dann mußte sie den Einbrecher lieben ...«

»Und wieso haben wir überhaupt für teures Geld studiert?« bohrte ich nach. »Keine Ahnung«, erwiderte Rita. »Vielleicht, damit wir nicht mit auf die Zimmer dürfen.«

Stimmt. □



Neulich wurde ich für Geld ins Radio eingeladen zu einer Talk-Sendung, wo auch Hörerinnen und Hörer anrufen konnten. Das Thema hieß »Liebe für ein ganzes Leben – gibt es das?« Es dauerte zwei Stunden, aber zwischendurch wurde furchtbar viel Musik eingespielt von der Sorte, die keinem wehtut, so daß man nicht so viel reden mußte.

Zuerst rief ein Herr Reiter an, der seit vierzig Jahren glücklich verheiratet ist. Daß er glücklich verheiratet ist, liegt vor allem daran, daß er mit seiner Frau viel gemeinsam hat, nämlich den Kegelclub und das Geschäft. Das heißt, er hatte das Geschäft, und sie hatte das Geschäft und den Haushalt und die Kinder. Das konnte ich mir gut vorstellen. Außerdem sagte er noch, daß man sich »aufeinander eingewöhnen« und sich Liebe erkämpfen müsse. Der Moderator fragte ihn, ob er mal ein Beispiel dafür geben könne. Da gab es erst mal eine Pause, und Herr Reiter sagte dann, daß das jetzt ad hoc ein bißchen schwer sei, und auf diese Frage sei er auch gar nicht vorbereitet. Im Hintergrund hörte man seine Frau lachen.

Danach rief eine junge Frau an, die der Meinung war, daß es irgendwo auf der Welt einen Mann gebe, der für sie vorbestimmt sei. Das konnte ich ebenfalls gut nachempfinden, weil ich das auch schon fünfmal geglaubt habe. Ich fragte sie, was denn sei, falls der Mann für sie vielleicht auf Papua-Neuguinea gebacken worden ist. Das fand sie nicht schwierig, weil man sich auf jeden Fall irgendwo treffen würde. Ich hielt das nicht für wahrscheinlich, jetzt, wo die Flugzeuge andauernd runterkommen, sagte aber lieber nichts.

Zwischendurch gab es ein kleines Mißverständnis, als der Moderator mich

fragte, ob ich mich noch an Schiller und »Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang« erinnern könne. Ich erwiderte ziemlich spitz, daß ich so alt nun auch wieder nicht sei. Er hatte aber nur wissen wollen, ob ich mich noch an »Die Glocke« erinnern kann.

Dann sprach ein Hauptpastor darüber, daß man aneinander reifen müsse und daß der Mensch nicht ohne Hoffnung leben kann. »Ein Blick genügt, und man weiß, daß man sich gerade gestritten hat«, sagte er. Ich fand, daß man dazu nicht unbedingt heiraten muß. Außerdem sagte ich noch, daß ich es persönlich lusti-

ger fände, wenn man mehrere Liebschaften hintereinander hat. Das fand sonst erst mal keiner.

Eine Dame, die schon 77 war, erklärte, daß sie kein »Fachmann« sei wie »die Herrschaften, die Sie da bei sich haben«, meinte aber, daß, wenn junge Menschen wie zwei Sterne ineinander stürzen, es nicht ein ganzes Leben halten kann und sie ihre Liebe als ein Schicksalsgeschenk empfindet. Als nächstes kam eine junge Frau dran, die am folgenden Tag heiraten wollte. Der wünschte der Moderator, auch in meinem Namen, daß ihr »die Früchte der Liebe so richtig vollreif in der Gegend rum-

hängen« möchten. Ich hätte das aber anders formuliert.

Dann rief Herr Zimmermann an, der schon 31 Jahre verheiratet ist und der betonte, daß man der Frau auch in der Ehe noch Komplimente machen solle. Vor der Ehe würde man einen Handstand machen, um die Frau zu kriegen, und hinterher... »liegt man flach«, warf ich ein. Das wurde aber ignoriert. Auch sei die Frau »im Grunde nicht so ein Wandervogel, wie der Mann veranlagt ist«, sagte Herr Zimmermann. Da solle man aber trotzdem mal gucken, welche Wünsche die Frau habe, z.B. wenn sie mal wohin möchte...

Herr Graff, der dann anrief, fand, daß Liebe der Schlüssel ist, warum wir hier sind, und daß erst Sex, dann Herz und dann der Geist kommt, insgesamt die Evolution aber noch greife, nämlich die Evolution des Geistes, der Seele und das Ethische. Ich sagte, daß das bei Frauen anders wäre, nämlich Sexualität einen erst jenseits der dreißig richtig aufmöbele und deshalb ältere Frauen mit jüngeren Männern besser bedient seien, welche ja noch ein gewisses vitales Interesse aufbrächten.

Was ich damit meinte, war eigentlich, daß mir junge Säcke lieber sind als alte Säcke. Das wäre aber nicht hörfunkkompatibel gewesen. Damit konnte Herr Graff nichts anfangen: »Es ist doch nicht im Prinzip der Sache, nur dem Sex nachzugehen.« Außerdem bezeichnete er mich als »die Frau da«, was ich als ungehörig empfand. Müller ist immerhin ein Name, den man sich merken kann. Und dann sagte er noch, daß ich wohl etwas primitiv sei. Da haben wir im Studio gelacht, auch die Techniker, und ich sagte, daß ich noch primitiver werden könne. Da waren die Mikrofone aber schon abgeschaltet. □



MIT DEN AUGEN EINER

Frau

Wie die Untermieterin einmal zum dritten Mal ausgezogen ist

Die Untermieterin ist jetzt ausgezogen. Nicht, daß es das erste Mal gewesen wäre. Es war das dritte Mal.

Nach dem ersten Mal kam sie wieder bei mir an, weil sie sich mit ihrem Obermieter nicht über die Ansage auf dem Anruf-Bantworter einigen konnte. Er wollte seinen Text nicht löschen, der mit »Hallihallo« anfang und mit »Okey-dokey« aufhörte. Da habe sie sich vor ihren Bekannten geschämt. So was wäre mir ja total egal. Ich bin aus dem Alter raus, wo man irgendwas drauf gibt, was andere Leute denken, weil die sowieso was anderes denken, als man selber denkt.

Bei der zweiten Obermieterin mußte sie ausziehen, weil die beim Nachhausekommen immer schon in der Tür rief: »Kuckuck, ich bin's – deine Froschkönigin.«

Jetzt hat sie eine eigene Wohnung ganz in der Nähe gefunden, deshalb wollte sie sich auch den Möbelwagen sparen und hatte einen Bekannten namens Gernot engagiert, der mit seinem alten Cortina alles transportieren sollte. Der kam aber ohne Auto an und sagte, es sei Glatteis. Daraufhin ließ die Untermieterin eine Schimpfkanonade los, die mit »Weichei« anfang und mit »dumm wie Brot« noch lange nicht zu Ende war. Ich hielt ihr vor, daß man einen, der gar nichts für das Wetter könne, nicht beschimpfen dürfe. Sie sagte aber, wenn er grinse, dann schon.

Als ich ein paar Tage später den Cortina sah, war ich ganz froh, daß wir den nicht gekriegt hatten. Wir mußten nämlich an der Polizeiwache Stresemannstraße vorbei, und hinten auf dem Wagen stand drauf: »Pullezei, Nackedei, auf der Straße liegt ein Ei.«

Gernot besorgte dann drei Einkaufswagen vom PRO-Markt, damit konn-

ten wir den Umzug ganz gut über die Bühne kriegen. Möbel hatte die Untermieterin ja sowieso nicht. Diese mobilen Singles heutzutage machen sich von so was nicht abhängig. Denen reichen für die Einrichtung ihre Gänselampen und Laptops oder alte amerikanische Spucknapfe und Sammlungen von angeblich witzigen Postkarten.

Letztlich mußten wir dann doch an die fünfzehn Mal mit den Karren los, weil sie so viel zum Anziehen hatte. Das fiel mir zum ersten Mal richtig auf, als ich ihr beim Packen half. Das heißt, eigentlich packte ich allein, weil sie bloß herumhühnerte und nicht wußte, wie man einen Sweater richtig zusammenfaltet. Da schickte

ich sie zum Abwaschen, wobei sie ein Gesicht machte, als hätte sie früher mal was von »Abwaschen« gehört, wisse aber nicht mehr genau, was das ist.

Gernot machte sich nützlich, indem er mir die Plastiktüten zureichte. Ich wunderte mich, wieviel schicke Klamotten die Untermieterin hat; ich kenne sie nämlich nur in Sachen, in denen man in meiner Jugend gerade richtig zum Schweinehüten angezogen gewesen wäre. Kein zweites Bettlaken, aber dafür vier Lederjacken, und eine davon nagelneu. »Hast du die gerade gekauft?« Direkt gekauft habe sie die nicht, nur beinahe. »Beinahe gibt's nicht«, sagte ich, »entweder gekauft oder geklaut!« Das gibt es aber

doch. Sie hatte die Etiketten vertauscht. Meine Bemerkung, daß, wenn alle es so machten, der Standort Deutschland gefährdet sei, tat sie gleich ab mit: »Ach was, dann gäbe es gar kein Deutschland!« Ein Gedanke, der einen schon mal ins Träumen kommen läßt.

In der neuen Wohnung standen noch jede Menge Farbeimer und eine geliehene Leiter herum. Das werde sie demnächst alles wegräumen, sagte die Untermieterin. Ich wußte schon, wann das sein wird, nämlich am St. Nimmerleinstag.

Wir Umzugshelfer wurden dann noch, wie es sich gehört, zum Essen eingeladen. Dafür mußte ich noch mal zurückgehen, um Teller und Besteck zu holen, weil sie so was nicht hat. Was sie hat, ist eine Spargelzange und ein Trüffelhobel, wofür es aber noch keine Saison war.

An sich vermeide ich es, von jungen Menschen zubereitete Speisen zu mir zu nehmen, aber sie hatte bei Albrechts Feinkostbetrieben (Aldi) eingekauft, und mit tiefgekühlten Pizzen kann man nicht viel verkehrt machen. Kann man aber doch, wenn man die Gebrauchsanweisung nicht richtig liest und den Ofen auf 400 statt auf 200 Grad stellt. Danach mußte ich auch noch zum Zahnarzt. Als sie zwei Wochen später eine Einweihungsparty gab, standen die Eimer immer noch da. Die Stimmung war zunächst lau, stieg aber blitzartig an, als jemand in einen Eimer trat. Ich hätte auch herzlich gelacht, wenn es jemand anders passiert wäre. Gernot fuhr mich dann nach Hause, und erst beim Aussteigen, was nicht ganz einfach war wegen der Plastiktüte über meinem Fuß, bemerkte ich, daß er ein neues Schild an seinem Cortina hatte: »Pforten wech! Dies ist ein Gefangenentransporter.« □

